PT 2486
.A59 Z6
Copy 1

Die

Schillerfeier

im

Casino, 9. November 1859.

Veranstaltet von dem literarisch-geselligen Verein

in Oldenburg.

45814

Oldenburg, 1859.

Schnellpressendruck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.
(W. Berndt.)

PT2486
.A59Z6

Der literarisch-gesellige Verein zu Oldenburg pflegt alljährlich in den ersten Tagen des Novembers seinen Stiftungstag zu feiern. In diesem Jahre aber ging man mit Recht von dieser Gewohnheit ab, weil ein anderes Fest, ein wahrhaftes Nationalfest, in dieselbe Zeit fiel, die Säcularfeier von Schillers Geburtstag. Der Verein beschloß daher, seine Feier ganz aufzugeben und dafür das Schillerfest zu begehen, aber nicht für sich allein, sondern auch andere hiesige literarische oder künstlerische Kreise mit herbeizuziehen. So wurden denn die ältere literarische Gesellschaft, die Liedertafel, der Singverein, die älteren Mitglieder der Schauspielergesellschaft, der Vorstand des Kunstvereins eingeladen, an dieser Feier Theil zu nehmen, und Alle gingen bereitwillig darauf ein. So fand der Abend des 9. November eine zahlreiche Versammlung vereinigt. Das Festcomité hatte es nicht an Lust und Liebe fehlen lassen, das Fest würdig zu arrangiren und namentlich die Räume des Casinos würdig auszuschmücken. Im Vorsaal stand die bekränzte Büste des Dichters, im kleinen Saal hingen Bilder, die an Schiller und seine Poesieen erinnerten, und im Hauptsaale war ein von der Hand des Malers Griepenkerl gefertigtes Transparentbild aufgestellt, das die Germania darstellte, aus deren Händen der Dichter den deutschen Eichenkranz empfing. Die eigentliche Feier begann um 7 Uhr mit einigen einleitenden Worten, die der Präsident des literarischen Vereins, Kammerherr von Webderkop, an die Versammlung richtete.

Darauf wurde von Frau Gabillon das Gedicht von Dr. Laun gesprochen:

Vom Glockenton, vom Klang der Lieder,
Vom Dichterspruch und Rednerwort
Tönt heut' das ganze Deutschland wieder
Begeistrungsvoll von Ort zu Ort;
Es öffnen sich der Tempel Hallen,
Und Lorbeern schmücken den Altar,
Der Pilger frohe Schaaren wallen
Und bringen ihm ihr Opfer dar,
Den liebend jedes Herz bewundert,
Den dankend feiert ein Jahrhundert.

Der des Gesanges Macht besungen,
Er hat sie mächtig selbst bewährt,
Er hat den spröden Stoff bezwungen,
Im Licht der Kunst die Welt verklärt;
Die Fesseln, die die Geister banden,
Gelöst hat sie sein Zauberwort,
Und wie die trüben Nebel schwanden,
Ward er der Freiheit Schutz und Hort.
Er wußt' im Wunderland des Schönen
Des Lebens Zwiespalt zu versöhnen.

Wonach in rasch durchstürmten Tagen
Das Herz des Jünglings muthig ringt,
Was lieblich wie aus Feeensagen
Durch eines Mädchens Träume klingt,
Gedanken, die den Mann erheben
Zu seines Wollens edl'rem Ziel,
Der Schicksalsmächte dunkles Weben,
Der Leidenschaft bewegtes Spiel:
Um Alles wob zu höh'rer Feier
Er seiner Dichtung Zauberschleier!

Die hohen, herrlichen Gestalten,
Johanna, Tell und Wallenstein,
Die Bilder, die die Welt entfalten
In seiner Dramen stolzem Reih'n,
Ein jedes seiner mächt'gen Lieder,
Sein ernstes, tiefgedachtes Wort,
Es hallt in Aller Herzen wieder
Und weckt Begeistrung fort und fort.
Was er mit deutschem Sinn gegeben,
Es ward ein Theil vom deutschen Leben.

So hat er sich den Kranz erworben,
Den ihm des Volkes Liebe weiht,
So wandelt er, der längst gestorben,
Ein Lebender durch unsre Zeit;
Der edle Name Schiller windet
Um Deutschlands Gaun der Einheit Band,
Im Reiche seiner Dichtung findet
Ein jeder Stamm sein Vaterland,
D'rum wird sein Ruhm auf mächt'gen Schwingen
Durch aller Zeiten Ferne klingen.

Daran schloß sich der Vortrag des Dr. Lübben.

Schiller als poetischer Begleiter durchs Leben.

In dem Dichter, zu dessen Säcularfeier wir uns heute hier versammelt haben, vereinigen sich viele Eigenschaften, die ihn zu einem besonderen Lieblinge der deutschen Jugend machen. Die feurige Glut seiner Empfindungen, die idealische Reinheit seiner Ziele, der hohe Schwung seines poetischen Ausdruckes, der volltönende Klang seiner Worte treffen auf so verwandte Stimmungen und Richtungen in jeder gesunden jugendlichen Brust, daß es nicht blos erklärlich ist, wenn die Jugend für Schiller schwärmt, sondern daß man es bedauern müßte, wenn ihre Begeisterung sich nicht an ihm entzündete. Die Gluth der Jugend aber verkühlt sich nur zu bald, der Drang und die Noth des Lebens, der zunehmende Druck der Reflexion auf die Einbildungskraft zerstören die Träume und ernüchtern den trunkenen Geist. Was uns früher hoch und erhaben erschien, ist uns später niedrig und klein; was uns früher entzückte, gleichgültig; was uns bezauberte, reizlos und gewöhnlich. Unter diesem Wechsel der Anschauungen, der sich in jedem Menschen vollzieht, hat auch der Dichter unserer Jugend zu leiden. Viele werfen ihn, wenn sie erwachsen sind, ganz hinter sich; manche greifen wohl wieder zu ihm, legen ihn aber bald wieder aus der Hand, nur einige Getreue halten bei ihm aus und bewahren ihm ihr Leben hindurch, wenn auch nicht dieselbe Leidenschaft, doch dieselbe Liebe wie früher. Und doch thut man Schiller ganz entschieden Unrecht, wenn man ihn nur zu einem Jugenddichter erniedrigt und meint, er könne nicht mehr einen gereifteren und geläuterten Geschmack befriedigen. Er ist vielmehr geeignet uns ein poetischer Begleiter durch das ganze Leben zu sein. Dazu macht ihn vor Allem der Reichthum und besonders die Tiefe seiner Gedanken geschickt, eine Eigenschaft, die ihm gerade so eigenthümlich ist, daß man ihn — und mit vollem Rechte — den ersten und einzigen philosophi-

schen Dichter Deutschlands nennt. Es ist bekannt, daß Schiller nicht bloß ein großer Dichter, sondern auch ein tiefer Denker war, daß er mit großem Eifer und Fleiß an der philosophischen Bewegung seiner Zeit, die durch Kant angestoßen wurde, Theil nahm und nicht bloß in dem Sinne Theil nahm, daß er, wie jeder denkende Kopf damals, das neue System zu begreifen und zu ergründen suchte, sondern diejenige Seite, die von demselben weniger bearbeitet war, seiner poetischen Speculation aber am nächsten lag, — die Lehre vom Schönen, — mit schöpferischem Geiste weiter ausbildete. Zeuge dessen sind seine ästhetischen prosaischen Schriften, die eine neue Epoche in der Geschmackslehre begründet und solche Einsichten in die Natur und das Wesen des Schönen verbreitet haben, daß sie jetzt in das allgemeine Bewußtsein aufgenommen sind, ohne daß wir uns der Quelle mehr erinnern, woher sie stammen. Aber er war auch als Dichter Philosoph, sein Dichtergenie war auf das Engste an das Denken in allen seinen Höhen und Tiefen geknüpft. Die Ideen, die er durch sein philosophisches Nachdenken gewonnen hatte, verwerthete er auch in seinen Dichtungen, nicht bloß so, daß er hie und da einen philosophischen Gedanken einflicht und als Ornament verwendet, sondern viele seiner Dichtungen, und namentlich die besten unter seinen lyrischen, sind durch und durch von ihnen gesättigt und durchdrungen, so daß, wie sein großer Freund Göthe äußerte, er die Aussprache der Vernunft mit dichterischem Munde vorzutragen scheint. Es ist darum der Dichter Schiller nicht von dem Denker Schiller zu trennen. Es gewährt einen eigenthümlichen Reiz, die Entstehung und Entwickelung der Ideen in seinen philosophischen Schriften — namentlich in seinen Briefen über ästhetische Erziehung und über naive und sentimentale Dichtung — beobachtend zu begleiten, und denselben Ideen, aber befreit von aller technischen Form, wieder in den Gedichten zu begegnen. Besonders war es die Bildung des rohen Naturmenschen durch die Kunst, ehe er der Cultur durch die Vernunft übergeben wird, und andererseits die Zurückführung des überfeinerten und dadurch sittlich zerrütteten

Culturmenschen zur ursprünglichen Einfachheit der Natur, was ihn lebhaft beschäftigte und was er vielfach — prosaisch, wie poetisch — ausgeführt hat. Oder er verweilt auch gern bei der Betrachtung, daß das Schöne eine freie Gabe des Himmels ist, die ihm durch keine Anstrengung und Qual abgerungen werden kann, sondern die mühelos, als reines Gnadengeschenk dem Beglückten in den Schooß fällt. Ueberhaupt ist das Verhältniß des Menschen zur Kunst, zur Cultur, zu seinem Nebenmenschen, zur Gesellschaft, zum Staate, mit Einem Worte die moralisch-ästhetische Seite des menschlichen Wesens das Feld, das sein Denken und Dichten am liebsten bebaute. Wenn er nun auch, was er selbst bescheiden zugesteht, als Philosoph zu sehr Dichter und als Dichter zu sehr Philosoph sein mag, ein Vorwurf, dessen Berechtigung wir hier dahingestellt sein lassen, so ist das doch unbestreitbar gewiß, daß der Inhalt derjenigen Dichtungen, welche die reife Frucht seines philosophischen Nachdenkens bergen, unter denen der Spaziergang, das Glück eine hervorragende Stelle einnehmen, sich nur dem gereifteren Denken erschließen, und daß ihre Bedeutung und tiefer Gehalt von der Jugend nur erst geahnt, geschweige denn begriffen und verstanden werden kann. Diese Neigung zu philosophiren kann er auch in seinen Dramen nicht unterdrücken; es treibt ihn seine innerste Natur auch in die Darstellung des äußeren Lebens die innere Welt der Gedanken hineinleuchten zu lassen. Es ist freilich nicht zu läugnen, daß dadurch der lebendige Gang der Handlung aufgehalten wird, daß da Betrachtungen über das Leben und das Thun erscheinen, wo wir das Spiel des Lebens selber und die That sehen wollen, daß Personen hohe Gedanken äußern, deren sie in der gewöhnlichen Sphäre, in welcher wir sie in der Wirklichkeit erblicken, thatsächlich, oder auch in der augenblicklichen Lage, in welcher das Drama sie uns vorführt, psychologisch nicht fähig sind, aber andererseits ist auch nicht zu läugnen, daß dieser theatralische Mangel doch auch wieder ein Vorzug ist. Man hat wohl ausgesprochen, daß Schillers Dramen sich mehr zum Lesen als zur

Aufführung eignen, das heißt, anders gefaßt, sie sind reicher an Worten, als an Handlung, sie geben uns mehr zu denken als zu sehen. Aber gerade dadurch, daß sie den inneren Sinn mehr in Anspruch nehmen als den äußeren, werden sie genußreich und bleiben es auch für die späteren Jahre, in denen der Reiz der äußeren Sinne nicht mehr so mächtig ist und die zur vollen Reife gediehene Denkkraft einen würdigen Stoff verlangt, an dem sie sich nährt und übt. Freilich kommt es darauf an, was man von der Poesie verlangt und was man in ihr sucht. Sucht man in ihr einen bloßen angenehmen Zeitvertreib, eine leichte Unterhaltung, eine müßige Erholung, so muß man nicht zu Schiller greifen, denn dieser befriedigt dieses gemeine Bedürfniß nicht, dem zu dienen er für eine Entwürdigung seiner Kunst gehalten hätte; dazu ist er zu ernst, zu strenge, so daß er selbst in den Liedern, die der heiteren Geselligkeit gewidmet sein sollen, die philosophische Seite herauskehrt und mehr zur Sammlung des Gemüthes als zur Zerstreuung nöthigt. Wer aber dagegen in den Mußestunden eine Erhebung über die platte Alltäglichkeit des Lebens verlangt, wer aus dem engen, dumpfen Leben der Wirklichkeit sich in das freie Reich der Ideale emporschwingen will, der nehme Schiller zum Führer und Begleiter. Denn Schiller ist kein Dichter, dessen Reiz bloß in der Beherrschung der Form besteht, die auch einem gemeinen Inhalt Würde, einem gewöhnlichen anmuthige Gefälligkeit und einem niedrigen Adel verleihen kann; kein Dichter, der bloß durch den melodischen Wohlklang der Verse das Ohr bezaubert, kein Dichter, der bloß die Phantasie mit schönen Bildern und verschlungenen Erfindungen erfreut und kitzelt, sondern ein Dichter, der durch große und edle Formen auch einen großen und edlen Inhalt mittheilen, der Herz und Sinn seiner Leser oder Hörer für das Große und Edle erwärmen und entflammen und sie sittlich und ästhetisch zum Höchsten emporheben will; denn er hat die höchste Meinung von dem Dichterberufe:

Es soll der Dichter mit dem König geh'n,
Denn beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

Die Poesie selber ist ihm ein Abglanz des Göttlichen. Und diejenige, welche am wenigsten von irdischem Staube an sich trägt, die jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit ausgestoßen hat, ist ihm die vollendetste.

Denken Sie sich den Genuß, schreibt er einem Freunde, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — kein Schatten, keine Schranken, nichts von alle dem mehr zu sehen. Mir schwindelt, wenn ich an diese Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil meiner Natur zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden. — Mag man es immerhin Schwärmerei nennen, wenn er dem Dichter eine solche erhabene Aufgabe stellt und er selber eine solche unlösbare Aufgabe zu lösen sucht, es ist wenigstens eine edle Schwärmerei und er kommt damit dem schwärmerischen Hange entgegen, der ein Erbtheil der ganzen deutschen Nation ist. Diesem Hange ist nun freilich der Natur der Sache nach die deutsche Jugend am meisten ergeben, aber auch aus dem Herzen des gereifteren Alters ist er nicht gewichen; nur hat er hier den stürmischen Character eingebüßt, und das erregte Herz giebt sich nicht im leidenschaftlichen Enthusiasmus kund, sondern in leiseren Schwingungen, in einem stilleren Aufwallen; der Trieb ist gedämpfter und weniger feurig, aber erstickt und erloschen ist er nicht. Es giebt Stunden, wo auch der dem Jünglingsalter Entwachsene die Aengsten des Lebens von sich wirft, Herz und Brust sich wieder frei und weit macht, sie mit idealem Inhalt zu erfüllen sich sehnt und wieder an dem Quell der ewigen Jugend sich zu laben wünscht, der in der dichtenden Kunst rinnt. In solchen Augenblicken muß man Schillers Hand ergreifen um gehoben zu werden und sich er-

griffen und gehoben zu fühlen; die ernste und majestätische Hoheit seiner Gedanken, die uns früher nur dämmernd aus der Ferne leuchtete, wird uns dann erst in vollem Lichte entgegenstrahlen. Nur derjenige, dessen Herz ganz ausgebrannt ist, dessen Gedanken sich nur mit Erwerben und Genießen beschäftigen und sich nur um die niedrigen Dinge der Welt bewegen, nur der wird Schiller keine Theilnahme schenken, eben weil er sich nie in einer gehobenen Stimmung fühlt, und eine solche giebt nur die Empfänglichkeit für die Größe des Dichters, der nicht in jeder Stimmung gefällt und auch nicht gefallen will; denn nach dem ewig wahren Ausspruche des Alterthums kann das Gleiche nur vom Gleichen erkannt werden. Daß aber Manche ihn dennoch nicht wieder aufsuchen, rührt weniger von einer bewußten Einsicht in seine Mängel und Schwächen her, die er mit allem Menschlichen theilt, als einerseits aus dem häufig verbreiteten Vorurtheile, daß er nur noch der Jugend genügen könne, er, der doch einst den besten und tiefsten Geistern seiner Zeit genug gethan hat, und andererseits aus mangelhafter und ungenügender Kenntniß. Man meint schon sich mit ihm auf immer abgefunden zu haben, wenn man in der Jugend sich mit ihm bekannt gemacht hat; und doch hat man dann nur erst von der Oberfläche geschöpft, zu seinem eigentlichen Kerne ist man noch nicht gedrungen und kann es auch nicht. Man gebe sich ihm nur später willig und liebevoll hin, nur nicht in den Stunden geistiger Abgespanntheit, und man wird zur Ueberraschung, vielleicht auch zur eigenen Beschämung finden, daß man Vieles übersehen, Vieles nicht recht gesehen, und daß man Unrecht gethan hat, ihn nebst anderen Jugendschriften in den Winkel geworfen zu haben.

Aber es ist nicht die Würde und Hoheit der Gesinnung allein, die es verdienen, daß man ihn auch zu einem Freunde des reiferen Alters macht, es ist auch die Energie und Fülle des Ausdruckes. Wenn Lessing seine Gedanken kurz, scharf, bestimmt ausspricht, und immer den treffenden, den allein treffenden Ausdruck sucht und fast immer findet, so daß er nicht selten

spitz und schneidend erscheint; wenn Göthe in ruhiger Gelassenheit, mühelos und seiner selbst gewiß, des reinen und einfachen Ausdruckes Herr ist, bemüht sich der dritte unter den Meistern der Sprache, den energischen und gewaltigen (emphatischen) Ausdruck herbeizuschaffen. Sein Erstlingswerk, mit welchem er vor die erstaunte Welt trat, die Räuber, so wie sein letztes, mit dem er aus dem Leben schied, Wilhelm Tell, sind Zeuge davon, daß diese Eigenthümlichkeit ihm an- und eingeboren, nicht angelernt und angequält ist, wie Vielen seiner Nachahmer, und den unermeßlichen rauschenden Beifall, mit dem er gleich begrüßt wurde und der selbst Göthe eifersüchtig machte, verdankt er zum größten Theile der Energie und dem Feuer seiner Sprache. In seinen Jugendwerken überbietet freilich die Kraft sich selber und zeigt sich hier noch roh und wild — und keiner hat sie darum schärfer verurtheilt als Schiller selber — aber als er, von besserer Einsicht geführt und gereinigt, seine üppige Kraft bändigte und an dem goldenen Zügel des Maaßes und der Schönheit leitete, da empfing seine Sprache jenen kräftigen Zauber, der die Gemüther so unwiderstehlich fesselt Dieser aber beruht hauptsächlich auf der harmonischen Zusammenstimmung des Gedankens und des Ausdruckes. Um ein Bund Stroh aufzuheben, sagt Lessing, muß man keine Maschinen in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuße umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen. So darf man auch nicht, wenn man alltägliche Gedanken ausdrücken will, einen Aufwand ungemeiner Wörter und Redeformen machen, oder man verfällt einem hohlen und nichtigen Pathos. Will man aber große Gedanken, allgemeine Wahrheiten, welche die höheren und höchsten Interessen der Menschheit berühren und die Frucht ernster Betrachtung sind, so mittheilen und an das Herz legen, daß sie ergreifend wirken und die Stimmung wieder hervorrufen, aus der sie geboren sind, so ist unerläßlich, daß ein solcher Inhalt auch in einer entsprechenden Form sich darstelle; da ist Alles Gemeine, Niedrige, Alles was die beabsichtigte Wir-

kung schwächen oder hemmen könnte, fern zu halten und mit der Höhe und Kraft der Gedanken muß auch in gleichem Verhältnisse die Höhe und Kraft der Sprache wachsen. Nun aber wissen wir, daß Schiller meist in einer Idealwelt sich bewegte; diese bedarf aber, um ihre Würde zu behaupten, auch eines idealen Ausdruckes in der Sprache. Dieser ideale Ausdruck ist aber so sehr in Schillers Gewalt, daß er wohl zuweilen in den Fehler verfällt Gewöhnliches pomphaft und pathetisch auszusprechen, aber nie in den entgegengesetzten, Hohes und Gewaltiges in einer matten und kraftlosen Sprache wiederzugeben, ja, seine geheimnißvolle Kunst hat eine solche Kraft, daß er selbst Gewöhnliches, wenn es nur irgend eines schönen Scheines fähig ist, in die Sphäre der Idee zu erhöhen vermag, daß er um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldenen Duft der Morgenröthe zu weben versteht, so daß selbst des Lebens flach alltägliche Gedanken sich zu unserm Erstaunen erheben und ideale Formen annehmen. Und doch wird die Darstellung, so sinnlich belebt, so phantasiereich sie ist, doch nie phantastisch und traumhaft. Trotz des hohen Schwunges bleibt sie im Bereiche des Verständigen und Verständlichen. Schillers Sprache ist das Product einer kräftigen und reichen Einbildungskraft und zugleich eines hellen und klaren Verstandes. Ein so großer Virtuos er auf dem Instrument der Sprache ist, auf ihm lastet nicht der Fluch des modernen Virtuosenthums, wie auf vielen seiner Nachahmer, daß die Kunst in eine leere Spielerei ausartet, nur eine tönende hohle Schelle ist und die Fertigkeit der Technik allen substantiellen Gehalt verschlingt. Welches Lebensalter ist aber im Stande diesen wundervollen Einklang des Inhaltes und der Form mit Deutlichkeit zu hören und mit innerem Verständniß zu begreifen? Die Jugend? Gewiß nicht. Sie kann wohl den hohen Flug der Sprache wahrnehmen, kann sich empor gerissen fühlen, kann entzückt sein; aber würdigen? mit Bewußtsein würdigen? nach dem vollen Werthe schätzen? Gewiß nicht. Und warum nicht? Darum nicht, weil ihr noch die Fähigkeit abgeht den vollen Werth des Gedankens zu erkennen

und folglich auch die Fähigkeit den Werth der Form richtig zu bemessen. Denn die Gedanken liegen nicht in der Form, wie schöne Früchte in schönen Gefäßen, die beide schön bleiben, auch wenn sie getrennt sind, sondern beide sind in so enge Verbindung mit einander getreten, daß die Zerstörung der Form den Gedanken verstümmelt und der Gedanke, der aus der schönen Form gerissen wird, diese zerbricht. Will man dieses recht handgreiflich fassen, so betrachte man die kleinen im elegischen Versmaaße verfaßten Gedichte Schillers, die eine unverwelkliche Zierde unserer Literatur sind und eine seltene Gedankenfülle im edelsten und kernigsten Ausdrucke bergen. Jeder Versuch, den energischen Inhalt und die energische Form zu trennen, ohne beiden wesentlich zu schaden, muß nothwendig mißlingen. Oder man lese oder besser man lasse sich aus geübtem Munde die Chöre aus der Braut von Messina vorlesen, die wohl den größten Glanz und die vollste Pracht entfalten, deren die Schillersche Diction fähig war, und man wird über die Großartigkeit erstaunen, mit welcher hier edele Gedanken den edelsten Ausdruck gefunden haben. Das ist aber ein Reiz, für den auch das Ohr und der Sinn der späteren Jahre Empfänglichkeit besitzt; diese bloß der Jugend zuzulegen, hieße dem Alter die Befähigung absprechen poetisch empfinden zu können. Zwar ist einzuräumen, daß die Schillersche Diction auf die Dauer monoton wird, daß ihr Wechsel und Mannichfaltigkeit fehlt; aber damit ist nicht eingeräumt, daß man nur in der Jugend bei ihm stehen bleiben kann und im Alter ihn verwerfen muß; er kann uns trotzdem ein Begleiter durchs ganze Leben sein. Wie uns, um mich eines Bildes aus einer niederen Sphäre zu bedienen, der Genuß derselben Speise, und wäre sie die schmackhafteste und nahrhafteste, das Verlangen nach einer anderen, wenn auch weniger kräftigeren erregt, wir aber gerne von Zeit zu Zeit unseren Gaumen wieder daran erfreuen, so würde auch der tägliche Genuß unseres Geistes an der Schillerschen Tafel, die eine kräftige aber einförmige Nahrung bietet, uns ermüden und den Wunsch nach Abwechselung hervorrufen, aber an

Sonn- und Festtagen möchten wir den Geist wieder mit der Kost stärken und beleben, deren Wohlgeschmack und Nahrhaftigkeit er aus Erfahrung empfunden hat.

So ist es denn, um mit Einem Worte alles zusammen zu fassen, der Adel seiner Gesinnung und der Adel seiner Sprache, der uns ihn auch dann noch, wenn wir das Jugendalter hinter uns haben, so theuer und so werth macht. Ich weiß nicht besser zu schließen als mit seinen eigenen Worten, in denen er sich selber porträtirt: „Der Geist muß sich bei der Dichtkunst wieder zurecht finden und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Dazu aber wird erfordert, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschreitet, daß sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen macht. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufhäufen, muß Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Character, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln und mit idealisirender Kunst aus dem Jahrhundert selbst, ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzt voraus, daß sie selbst in keine andre als reife und gebildete Hände fiele. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wieder finden wollen, die ihn in wirklichem Leben verscheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm ein theurer Begleiter durch das Leben sein soll, daß er im Intellectuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindungen mit erhöhten Farben zu schildern, man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug, man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles was uns der Dichter geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden.“ Und Schillers Individualität ist es werth. Das

hat keiner lebhafter empfunden als Göthe, der ihm in seinem bekannten Epilog die tiefgefühlte Nachrede widmet:

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen
In seinem Kreise willig festgebannt;
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Die Liedertafel trug dann den Festgesang Mendelssohns vor „an die Künstler," nach Schiller's Gedicht.

Darauf hielt General Mosle folgenden Vortrag.

Geehrte Versammlung!

Wenn ich hier vor Ihnen das Wort ergreife, nachdem Ihnen schon eine gründliche und eingehende Characteristik des großen Dichters vorgetragen worden, so ist das nicht, weil ich dieselbe vervollständigen zu müssen glaubte. Auch nicht, weil ich dem innern Drang des Herzens, so groß derselbe ist, nicht widerstehen könnte, bei so bedeutender Veranlassung meine tiefe Verehrung und Bewunderung des erhabenen Geistes auszusprechen, der der Gegenstand dieser Feier ist. Ich hätte mich schwerlich berufen gefühlt aus eigner Bewegung aufzutreten, so vielen Andern gegenüber, die ich durch Studium und Jugend für berechtigter halten muß.

Ich erscheine vielmehr vor Ihnen in Auftrag und als ein Mitglied der sogenannten alten Oldenburgischen literarischen Gesellschaft, um deren warme und herzliche Theilnahme an dieser schönen Feier durch einige warme und herzliche Worte zu bekunden. Diese Gesellschaft, die mit doppeltem Rechte auf den Namen einer alten den Anspruch hat, einmal weil sie seit 80 Jahren in dieser Stadt existirt und dann auch weil ihre Mitglieder zum größten Theil 60 Jahr und darüber

sind — diese Gesellschaft hat den literarischen und poetischen Ruf Schillers entstehen und wachsen sehen; sie hat sein erstes Auftreten im Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit Theilnahme begrüßt und seitdem jedes seiner größeren unsterblichen Werke gleich nach dessen Erscheinen gemeinsam genossen oder doch besprochen und gewürdigt; — mehrere ihrer Mitglieder wie Woltmann, Gramberg, v. Türk, Runde, waren persönliche Bekannte, selbst Freunde und Umgangsgenossen des Dichters; — sein früher und plötzlicher Tod 1805 war eine Schreckensnachricht für die Gesellschaft und erregte im Kreis derselben tief trauernde Erinnerungen und Betrachtungen.

Um so legitimirter wird sie sich halten dürfen, an dem heutigen Feier- und Freudentage neben so vielen tausend anderen auch ihre Stimme zu erheben und ihren jubelnden Zuruf in das Jauchzen der Bewunderung und Freude zu mischen, das in diesen Tagen unser großes Vaterland, ja fast kann man sagen, — die civilisirte Welt erfüllt.

Wohin wir horchen, der Name Schiller ist auf allen Lippen. Seit Wochen sind alle öffentlichen Blätter erfüllt von ihm. In allen Schulen, in allen Familien erinnert man sich in diesen Tagen seines Namens, seiner Werke. Es giebt keine nennenswerthe Stadt in Deutschland, in welcher nicht durch eine öffentliche Feier sein Andenken geehrt würde. Ja, in Paris und London, in Petersburg und Moskau, in Ofen und in Konstantinopel, in Brüssel und Amsterdam, in Turin und Neapel, — selbst jenseits des Oceans an den Ufern des Hudson und Missouri — sind Feste vorbereitet, die das Andenken seiner Geburt feiern sollen, — und nicht blos im Ausland lebende Deutsche drängen sich zu denselben heran, sondern die Fremden selbst, und je gebildeter und edler sie sind um so mehr, nehmen Antheil und feiern das Andenken an den Tag, da vor hundert Jahren in einem Schwäbischen Städtchen, unter niedrigem Dach der Sohn eines armen Chirurgen das Licht der Welt erblickte! —

Und was ist es denn, das diesem in drückenden und engen Verhältnissen aufgewachsenen, sein ganzes Leben mit Sorgen und Krankheit kämpfenden, früh im 45. Jahr unterliegenden Mann, dem nicht der Nimbus des Alterthums und der Mythe das Haupt umgiebt, der den Aelteren von uns noch ein Zeitgenosse war, — was ist es, das ihm diese unerhörte Verehrung und Begeisterung erweckt, das ihn zum augenblicklichen Mittelpunct dieses zerrissenen und zerstreuten deutschen Volkes macht, welches sich plötzlich eins fühlt in dem Andenken an ihn? — Er war ein großer Dichter. — Damit ist viel, aber lange nicht Alles gesagt. Es giebt mehr große, es giebt vielleicht selbst größere Dichter. Aber wo sehen wir in solchem Grade eine ganze Nation, die Jugend und das Alter, Männer und Frauen, Hohe und Geringe, Einheimische und Ausgewanderte ihnen Hingebung und Huldigung widmen? — Schöne und schwungvolle Verse haben auch Andere gemacht, aber sind sie so im Munde und Herzen des ganzen Volkes, wie die seinigen? —

Das Wort des Räthsels ist: Er war im eminentesten Sinne der Dichter seiner Zeit. Er hat niemals einsame, entlegene Pfade gesucht, sich abschließend von den Gedanken, Mühen und Sorgen des Jahrhunderts, sondern es war ihm Bedürfniß, dieselben zu theilen, mit den Lebendigen und für die Lebendigen wirksam zu sein. Was dem deutschen Sinn und dem deutschen Volk, und zwar dem deutschen Volk seiner Zeit, als das Wünschenswerthe, Schöne, Höchste erschien oder vorschwebte, hat auch ihn ergriffen und begeistert, und er hat es in unsterblichem Gesang ausgesprochen und zum Bewußtsein gebracht. Dieses Mitgefühl für die Bedürfnisse und Interessen der Nation und der Menschheit, — dies unausgesetzte Streben zu ihrer Förderung beizutragen durch dichterische und philosophische Schöpfung und Belehrung, — dies Vorausahnen der geistigen und geschichtlichen Entwickelung in der Aufstellung unsterblicher Ideale, — dies sichere und unaufhörliche Anschlagen aller Saiten in den Herzen des lebenden Geschlechts, die für Schönheit, Kunst, Liebe und Freiheit

vibriren und die tiefe Sehnsucht nach diesen höchsten Gütern austönen; — diese reine und unbedingte Hingabe — mit einem Wort — an die lebendige Menschheit, an ihr tiefes Bedürfniß und ihre dunkle Sehnsucht; — *das ist es*, was ihn uns Deutschen, die wir in solcher Richtung das Beste in unserer Natur, unsere eignen, wenn auch noch so fern und hoch stehenden Ideale und Träume erkennen, so unendlich und über alle Andere werth macht.

Nicht als wenn nicht auch viele der übrigen hervorragenden Geister unserer Nation ein verschöntes und verstärktes Echo der Gedanken und Gefühle gewesen wären, die ihre Zeit und ihr Volk bewegten. Kann man doch mit Recht behaupten, daß jeder, auch der originalste schriftstellerische Character mehr oder weniger immer ein Kind und Geschöpf seiner Zeit ist. Aber so ausschließend, so vorahnend und seherisch, so in Wechselwirkung bestimmt und bestimmend, war es schwerlich je Einer, wie *Schiller*. — Sind doch fast seine sämmtlichen größeren Productionen, mit oder ohne Bewußtsein darüber, historische Resumés und historische Thaten zugleich. In den *Räubern* und in *Cabale und Liebe* spricht sich die Reaction gegen die beengte und verdorbene Staats-, Hof- und Familiensitte des 18. Jahrhunderts aus. In *Fiesko* und *Don Carlos*, noch *vor* der französischen Revolution, die Nothwendigkeit der Reformen im Sinn staatlicher und kirchlicher Freiheit. In den größeren *theoretischen Arbeiten* die Dringlichkeit, auf dem Wege der Philosophie und vor allem *der Kunst* eine edlere Bildung vorzubereiten, durch welche der staatliche und gesellige Aufschwung erst möglich wird. In der *Jungfrau* und im *Tell* die Ermahnung und das Vorbild zur Abschüttlung fremdländischer Herrschaft und Tyrannei. — Niemand kann entfernter sein als ich, den großen Dichter zum *Tendenzpoeten* machen, ihn bewußter und planmäßiger *Absichtlichkeit* in den Richtungen zeihen zu wollen, die er inne hielt. Dieselben waren vielmehr nur eine Folge der nationalen und humanen *Sympathie*, mit welcher er sich selber unbewußt das Volksleben in seinen Tie-

sen erfaßte. — Da er 1805 im Frühjahr starb, war das diesrheinische Deutschland von den Franzosen unberührt, das Reich existirte noch und vom Rheinbund war keine Rede, — aber wie im Vorgefühl dessen was kommen sollte, gingen seine Worte und Mahnungen aus dem Tell, aus der Jungfrau, aus dem Wallenstein schon damals und mehr noch in den folgenden Unglückszeiten von Mund zu Mund. Und als acht Jahre später die Stunde der Erhebung und Befreiung schlug, da hat Schiller mit seinen Versen und ihrer Nachwirkung vielleicht so viel zu dem endlichen Sieg beigetragen, als irgend ein Staatsmann oder General jener großen Zeit!

Diejenigen, welche dieselbe voll erlebt haben und noch übrig sind, können Zeugniß darüber ablegen, wie erfüllt damals die deutsche Welt und besonders die kampfesmuthige deutsche Jugend war von Schillerschen Anklängen und Impulsen. Auf allen Lippen und in allen Herzen tönte es:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!"

oder:

„An's Vaterland, an's theure schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!"

oder:

„Wenn unerträglich wird die Last, greift der Gedrückte
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst!
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht.
Zum letzten Mittel, wenn kein and'res mehr
Verfangen will, ist ihm das **Schwert** gegeben.
Der Güter größtes wollen wir vertheidigen
Gegen **Gewalt**, — wir stehen für unser Land,
Wir stehen für unsre Weiber, unsre Kinder!"

oder, wenn die jugendliche Kampfeslust in Gesang aufjubelte:

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frisch auf, eh' der Geist noch verdüftet!

Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
Wie kann Euch das Leben gewonnen sein?

In solchen und in hundert anderen aus Schiller entlehnten Stellen, oder von ihm ausgesprochenen Gedanken und Empfindungen sprach es sich damals aus, wie tief er schon in den Geistern lebte. Selbst die Sänger, die den Krieg mit ihren Liedern und Hymnen begleiteten, die abwechselnd Leyer und Schwert führten, Körner, Schenkendorf, Stägemann und so viele Kleinere, wer hatte sie inspirirt? — von wem hatten sie ihren Gehalt und ihre Formen? — Sie hatten sämmtlich zu Schillers Füßen gesessen, Schillers Geist hatte sie genährt, und es waren Schillersche Gedanken und Weisen, die sie, jeder nach seiner Art und Kraft, weitertönten. —

Es macht schwindeln, wenn man sich die fortschaffende unermeßlich verzweigte Wirksamkeit eines solchen Geistes zu vergegenwärtigen sucht. — Nichts geht verloren, noch weniger in der moralischen als in der physischen Welt. Alles hinterläßt eine Spur seines Daseins, uns fehlt nur die Zeit und die Sinnesschärfe derselben nachzuforschen und sie zu verfolgen in ihrer Weiterwirkung. Kein Mensch ist so einsam und unbedeutend, daß er nicht Eindrücke seines Wesens auf Andere übertrüge, fördernde oder hemmende, fruchtbare oder zerstörende, — und der Empfangende seinerseits fördert die Wirkung weiter, nachdem er sie modificirt hat, wie es seine Natur und Umgebung fordern. Ein Wort, ein Blick, eine Geberde, im rechten Augenblick, in der rechten Verbindung, kann unauslöschlich sein. Wer, wie die Meisten, in der Lage ist, dauernd und zusammenhängend einzuwirken auf Genossen, Familienglieder, Kinder, Abhängige, wird nothwendig eine Quelle der mannichfaltigsten Eindrücke, die sich — wenn auch nicht immer scharf und sichtbar — auf weite Kreise und ferne Zeiten verbreiten. Ein Lehrer, ein Vorstand, ein Unternehmer, ein Befehlshaber, er sei tüchtig oder mangelhaft, hat unfehlbar viel ausgedehntere und dauernde Wirkungen, und man kann dieselben oft noch nach Generationen verfolgen. — Und nun

ein Geist, wie Schiller! — Wir Alle, das ganze lebende Geschlecht, stehen unter seinem Einfluß, gehorchen den Richtungen, die er uns gegeben, empfinden und denken, wie er uns vorempfunden und vorgedacht, — alles in höherem oder geringerem Grade, mit mehr oder weniger Bewußtsein darüber. Und von dieser Herrschaft können wir uns nicht losmachen, auch wenn wir wollten, weder durch Regierungswechsel noch durch Auswanderung. Ueberallhin verfolgt uns der Nachhall seines Geistes, von überallher schallt er uns entgegen. Bis in die untersten Classen hinein haben seine Worte und Bilder gewirkt; in den Volksschulen werden manche seiner Verse gelesen und gelernt, in den Wachstuben singen sie seine Soldatenlieder. Weiter hinauf ist Niemand, der nicht mehrere seiner Balladen und Lieder sänge oder auswendig wüßte, den nicht der erhabene Liebestraum von Max und Thekla oder das Schicksal der Königlichen Maria gerührt hätte, in welchem nicht die melodischen Töne der Glocke nachhallten, der nicht das Mädchen aus der Fremde liebte und zu deuten verstände. Ja, es ist Keiner, der nicht — auch ohne bestimmte Reminiscenz und bewußte Anknüpfung — die Sprache, die Ausdrucksweise, die Bilder, den Gedankengang des großen Dichters — wenn auch nur vereinzelt und in leisen und dunkeln Anklängen — theilte und mittheilte. Wenn nicht direct, so ist ihm doch indirect durch Eltern, oder Lehrer, oder Genossen, oder durch ein Buch, das Schillersche Inspirationen bringt — und welches Buch brächte keine? — ein Funke angeflogen von der Sprache und dem Geist des Dichters. Und grade diese unabsichtliche und unbewußte traditionelle Wirkung ist — wenigstens der Masse nach — unendlich bedeutender, als die directen Eindrücke der theatralischen Aufführung, der Lectüre und des Studiums. Diese letzteren kommen verhältnißmäßig doch immer nur an Wenige heran, — die Vielen sind durch des Lebens Nothdurft so ausschließend in Anspruch genommen! Aber selbst aus der gebildeten Classe der Nation, wie Viele wissen z. B. daß sie ihre Begriffe von dem Schönen und von der Kunst, wie von deren Verhältniß

zum Sittlichen und Politischen, ursprünglich von Schiller haben? — Wer lieset denn noch dessen theoretische und philosophische Schriften, die Briefe über ästhetische Erziehung z. B. und den Aufsatz über naive und sentimentale Dichtkunst? deren anregende Kraft, wie ein competenter Beurtheiler sagt, „weit über die Grenzen der ästhetischen Wissenschaft hinaus wirkte," in welchen Humboldt alles Wesentliche enthalten fand, „was über die Grundlagen aller Kunst, über das Aesthetische im Schaffen und Handeln jemals gesagt werden kann," so daß die von Schiller gewonnenen Resultate seitdem wohl geordnet und vervollständigt, beschränkt oder erweitert sind, nie aber im Wesentlichen verändert werden können.

Oder —, wem wäre es nicht widerfahren, daß ihm bei zutreffender Veranlassung, bei eignem oder fremdem Zweifel, plötzlich ein Aufschluß, eine entscheidende Zusammenfassung erschienen, ja auf die Lippen getreten wäre, in einer Reminiscenz, deren Quelle ihm dunkel war, die sich aber am Ende als eine Schillersche Sentenz erwies. Aussprüche, wie z. B. die folgenden werden täglich in den weiten deutschen Landen mit immer erneuter Wirkung wiederholt:

„Nicht an die Güter hänge Dein Herz,
„Die das Leben vergänglich zieren.
„Wer besitzt, der lerne verlieren,
„Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!

oder:

„In großes Unglück lernt ein edles Herz
„Sich endlich finden; aber wehe thuts
„Des Lebens kleine Zierden zu entbehren.

oder:

„Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
„Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

oder:

„Eng ist die Welt und das Gehirn ist weit!
„Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
„Doch hart im Raum stoßen sich die Sachen!

oder:

„Das Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif,
„Ich lebe ein Bürger derer, welche kommen sollen.

oder:

„Und wer den Besten seiner Zeit genug
„Gethan, der hat gelebt — für alle Zeiten!

Wahrlich nicht in allen Fällen weiß der, welcher diese und hundert ähnliche Verse gelegentlich hört oder anwendet, daß sie von Schiller stammen. Noch mehr gilt das von einer Menge kleiner Wendungen und Redeweisen, die sich täglich in unsere Gespräche mischen. Wie Viele denken an Schiller, wenn sie gelegentlich von „des Dienstes immer gleichgestellter Uhr" oder von „des Wortes verwegenster Bedeutung" sprechen, oder wenn sie ausrufen: „Ich kann sagen, ich bin besser als mein Ruf," oder: „Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens," oder: „doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht," oder: „Man findet sich in ein verhaßtes Müssen weit besser als in eine bittre Wahl," oder: „er stand in seines Nichts durchbohrendem Gefühle," — und Mancher, der beim Glase Wein pfiffig dem plaudernden Genossen bemerkt: „Der Wein **erfindet** nichts, er schwatzt nur aus," würde eben so erstaunt sein, wenn man ihm nachwiese, daß er aus Schiller citire, als jene junge Berlinerin über die Berichtigung befremdet war, da sie bei einer Aufführung des Don Carlos gleich nach den ersten Worten: „die schönen Tage in Aranjuez sind jetzt vorüber," ihrem Nachbar zuflüsterte: „es sei ihr stets unbegreiflich gewesen, daß der große Schiller sein schönstes Stück mit einer so abgedroschenen Redensart habe anfangen mögen."

Sie sehen, Verehrte, die Luft ist voll von Schillerschen Worten und von Schillerschem Geist! Bei jedem Athemzuge saugen wir davon ein, und wäre die Dosis noch so homöopathisch klein. Sie wirkt allmälig und durch unaufhörliche Wiederholung doch zersetzend und reinigend auf unsern geistigen Organismus, und das Kleinliche, Enge, Selbstische, woran der Patient etwa leidet, wird, wenn nicht ausgetrieben, doch mehr und mehr beschränkt und neutralisirt. Daß sich

aber die Nation im Ganzen und Großen dieser Cur und ihres allmäligen Fortschreitens bewußt ist, das beweiset die heutige Feier, der Jubel und die Huldigungen dieser Tage!

Man hat die richtige Bemerkung gemacht, daß Schiller vorzugsweise gelesen und verehrt werde in Zeiten, in denen sich das Deutsche Volk zum Handeln und Schaffen ermanne, während er in ruhigeren und resignirten Perioden zurücktrete gegen die contemplative und receptive Natur und Dichtung seines großen Freundes und Ruhmesgenossen. Es begreift sich, daß der, welcher vor Allem nach bewußter und freier That strebte und dieselbe verherrlichte, vorzugsweise von Allen gesucht wird, die in ähnlichem Falle sind. — Sollte die Allgemeinheit und die Begeisterung, mit welcher diese schöne Feier überall begangen wird, wo deutsche Herzen schlagen, wieder ein Vorzeichen herannahender Thaten und Ereignisse sein? — —

So viel bleibt gewiß: dem großen Dichter ist es gelungen die vielgetheilten Deutschen in einem Puncte ganz einig zu machen, nämlich in der Verehrung seines Geistes. Schon das ist etwas sehr Großes und Schönes, ja es ist mehr als das; — denn wie ein anderer großer Dichter gesagt hat:

„Was ist heilig? Das ists, was viele Herzen zusammen bindet; —
bänd' es auch nur leicht wie die Binse den Kranz."

Sodann setzte sich die Gesellschaft zu Tische. Beim Mahle fehlte es nicht an Trinksprüchen; besonders erfreulich war, daß der Dichter J. Mosen von seinem Krankenlager aus den folgenden poetischen Festesgruß sandte:

Festgruß

zum

10. November 1859.

Wir begrüßen Dich, König der Geister,
Dich, den Schirmherrn deutscher Nation,
Dich, des Gesanges gewaltigen Meister,
Dich, des Volkes geliebtesten Sohn!

Wir begrüßen Dich an dem Tage
Wo das Herz mit Jubel schlägt,
Wo empor im Flügelschlage
Dich ein neu Jahrhundert trägt!

Reiß' entzwei die Wetterwolke
Und erscheine Deinem Volke:

Wie ein Gott mit Speer und Schild
Steht vor uns Dein Flammenbild,
Wie ein Gott in seiner Kraft
Stehst Du vor uns riesenhaft!

Ende Deines Volkes Irrung,
Der Gemüther Qual und Noth,
In den Aengsten der Verwirrung
Laß' uns hören Dein Gebot.

LIBRARY OF CONGRESS
0 020 517 529 5

Laß' in einer großen Stunde
Deinen Zauberruf erschallen,
Daß einander wir zum Bunde
In die Bruderarme fallen!

Brich entzwei des Todes Ketten
Und des Schicksals Tyrannei,
Eil', Dein Vaterland zu retten
Und mach' uns're Herzen frei,

Friedrich Schiller — uns voran,
Dioskure, brich die Bahn!

Wir begrüßen Dich, König der Geister,
Dich, den Schirmherrn deutscher Nation,
Dich, des Gesanges gewaltigen Meister,
Dich, des Volkes geliebtesten Sohn!

Wir begrüßen Dich an dem Tage
Wo das Herz voll Jubel schlägt,
Wo empor im Flügelschlage
Dich ein neu Jahrhundert trägt,

Dioskure, brich die Bahn,
Friedrich Schiller hoch voran!!

Oldenburg.

Julius Mosen.